

Wohnberatung im Quartier

Beitrag auf Grundlage der Rede von Ministerin Barbara Steffens anlässlich der Fachtagung „Wohnberatung im Quartier“ der LAG Wohnberatung NRW am 12. Mai 2014, zugleich Jubiläumsfeier „25 Jahre Wohnberatung“ und „15 Jahre LAG Wohnberatung NRW“

Von Ministerin Barbara Steffens

25 Jahre Wohnberatung, 15 Jahre LAG Wohnberatung NRW – das ist ein guter Grund, daran zu erinnern, dass die Wohnberatung in NRW eine lange Wegstrecke zurückgelegt hat. Zugleich gilt es, nach vorn zu blicken, denn wir sind noch lange nicht am Ziel angekommen. Welche Weiterentwicklungen sind notwendig, um künftige Herausforderungen zu bewältigen?

Ganz grundsätzlich: Eine Gesellschaft, in der wir alle gern alt werden möchten, ist noch in weiter Ferne. Daran müssen wir arbeiten. Gefragt sind vor allem wir, die geburtenstarken Jahrgänge, die auch hier im Saal, wenn ich mich umschaue, besonders stark vertreten sind. Auch ich gehöre dazu. Es liegt in besonderer Weise an uns, die Voraussetzungen für eine altengerechte Gesellschaft zu schaffen. Ich will nur ein paar Eckdaten nennen, die ein wenig verdeutlichen sollen, in welchem Ausmaß die Alterung voranschreitet. So wird der Anteil der über 65-Jährigen bis 2030 um mehr als 27 Prozent steigen, bei den über 80-Jährigen beträgt der Zuwachs sogar mehr als 41 Prozent. In NRW leben derzeit rund 550.000 Menschen mit Pflegebedarf und rund 300.000 Menschen mit Demenz. Ihre Zahl wird sich bis 2050 voraussichtlich verdoppeln. 2050 werden es insgesamt etwa 1,5 bis 1,6 Millionen pflegebedürftige Menschen sein, allein in NRW.

Kurz: Wir müssen all unsere Überlegungen, all unsere Planungen auf die fortschreitende Alterung der Gesellschaft hin ausrichten.

Zugleich ist klar, was die allermeisten Menschen wollen. Sie wollen so lange wie möglich in der eigenen Wohnung, in der eigenen Häuslichkeit bleiben. Offenbar ist es in einer Gesellschaft des Höher-Schneller-Weiter, des ständigen Funktionieren-

Müssens mit dem Anspruch permanenter Mobilität und Flexibilität ganz besonders wichtig für die Menschen, im Alter ein Stück Sicherheit und Geborgenheit zurückzugewinnen, die die Menschen aus Kindheitstagen kennen, einen Schutzraum zu finden, der Vertrautheit und Geborgenheit gibt. Wir sehen an vielen Beispielen, welche große Rolle das für die Menschen spielt. Das Läuten der Kirchturmglöcke, die vertrauten Lichtverhältnisse oder die bekannten Häuser und Straßen – all das tut den Menschen gut, im Alter ganz besonders, weil es das Gefühl von „da bin ich“, von „hier gehöre ich hin“ gibt. Es ist die „Normalität“ ihres bisherigen Lebens, die den Menschen im Alter ein großes Stück Lebensqualität schenkt und darum so weit wie irgend möglich erhalten bleiben muss.

Der Ort, an dem sich all das vollzieht, ist das Quartier, die Nachbarschaft, die Straße, in der ich wohne. Im ländlichen Raum würden wir eher vom Dorf oder vielleicht auch vom Hof sprechen. Aber egal wo, gemeint sind Orte, an denen sich die Menschen wohl und heimisch fühlen.

Es gibt einerseits also immer mehr Bedarfe in der Versorgung und zugleich den starken, weit verbreiteten Wunsch, im Alter in der eigenen Häuslichkeit zu bleiben. Hinzu kommt ein dritter Faktor, den ich auch deshalb nenne, weil viele Akteurinnen und Akteure aus den Kommunen hier sind: Es *rechnet* sich für die Kommunen, an Rahmenbedingungen zu arbeiten, die den Menschen den Verbleib im eigenen Heim erleichtern, *ohne* dass sie in einer deutlich kostenintensiveren stationären Einrichtung versorgt werden müssten. So hat die prognos AG berechnet, dass in der „Hilfe zur Pflege“ die Ausgaben bis 2030 um 51 % steigen werden: zu 33 Prozent aufgrund der demographischen Entwicklung und zu 18 Prozent wegen des Anstiegs der Altersarmut. Diese Zahlen müssten also ein zusätzlicher Motivationsschub für die Kommunen sein, dem Wunsch nach Verbleib in der eigenen Häuslichkeit stärker nachzukommen, auch bei Krankheit, auch im Pflegefall, weil so weit weniger finanzielle Ressourcen gebunden werden als in der stationären Versorgung.

Was muss geschehen?

Grundsätzlich: Es gilt, all das zu stärken, was zur körperlichen und seelischen Gesunderhaltung beiträgt, um Pflege hinauszuzögern und die Möglichkeit, ein selbstbe-

stimmtes Leben zu führen, so lange wie möglich sichert. Es spricht einfach alles dafür, die ohnehin immer knapper werdenden Mittel *nicht* in eine verlängerte Pflegephase zu stecken, sondern in Maßnahmen zu investieren, die die aktive Phase in der eigenen Häuslichkeit verlängern. Was ist besser, als Aktivität und Mobilität, die ein Leben lang „normal“ waren, im Alter so lange wie möglich zu erhalten? Prävention lautet das Gebot der Stunde.

Studien, die uns in der Enquêtekommision „Situation und Zukunft der Pflege in NRW“ (2002 bis 2005) vorlagen, haben gezeigt, dass umfassende und wirksame Prävention den Eintritt in die Pflegebedürftigkeit bis zu fünf Jahre hinauszögern kann. In NRW haben wir errechnet, dass es die Pflegekassen um 50 Millionen Euro entlastet, wenn es gelänge, bei den Menschen, die jedes Jahr in die Pflegestufe 1 kommen, die Pflegebedürftigkeit um nur einen Monat hinauszuzögern. Doch Prävention ist nicht gleich Prävention. Leider ist es so, dass viele der heutigen Angebote nicht richtig wirken, weil sie nicht wirklich ankommen. Meist sind es individuelle Präventionsmaßnahmen, etwa Rückenschulungen oder Gymnastikschulungen am Arbeitsplatz. Das kann im Einzelfall durchaus sinnvoll sein, aber es reicht nicht, um Gesundheit nachhaltig zu stärken, und zwar so, dass Pflegebedürftigkeit im Alter erst später eintritt. Was wir brauchen, ist Prävention, die in den Lebenswelten der Menschen ansetzt, also nicht punktuell auf ein Symptom hin ausgerichtet ist, sondern Gesundheit/Krankheit als komplexes Phänomen betrachtet, das von vielen Faktoren beeinflusst wird. Im Kinder- und Jugendbereich gibt es solche Präventionsansätze zum Teil schon in sehr guter Form. Maßnahmen, die wir als Strukturprävention wirklich im System implementiert haben, an den Schulen etwa oder in der Kinder- und Jugendarbeit. Maßnahmen, die Gruppendynamik auslösen und deshalb nachhaltiger wirken.

Etwas Ähnliches brauchen wir auch im Alter, zumal wir wissen, dass auch individuelle Präventionsangebote rar sind und von den Kassen nicht immer übernommen werden. Es geht darum, Mobilität (und damit meist auch das Wohlbefinden) zu stärken und zu erhalten. Das gelingt nur über einen breit angelegten Ansatz vor Ort, der Teil einer umfassenden Entwicklung der *Quartiere* sein muss.

Darum müssen wir sie, die Quartiere, künftig stärker in den Blick nehmen. „Prävention“ ist dabei auch ein grundlegender Ansatz, eine Art übergeordnete Richtschnur. Es geht im Kern darum, die Quartiere an den Erfordernissen an ein Leben im Alter auszurichten.

Ich denke dabei an

- eine altengerechte Infrastruktur im sozialen Nahraum, die das selbstbestimmte Leben unterstützt.

Den Tante-Emma-Laden an der Ecke gibt es schon lange nicht mehr. Wir müssen deshalb jetzt dafür sorgen, dass er wieder im Quartier Einzug hält (statt weitere Einkaufszentren auf der grünen Wiese zu errichten, die meist nur für die fitten, uneingeschränkt mobilen Menschen erreichbar sind und oft mit Billigangeboten all jene locken, die als Schnäppchenjägerinnen und -jäger nach dem Motto „Geiz ist geil“ unterwegs sind. Eine Mentalität, die durch und durch kontraproduktiv ist. Gegen sie hat der Lebensmittelladen an der Ecke keine Chance).

- Ich denke nicht zuletzt auch an umfassende Barrierefreiheit: Ampelschaltungen etwa, die auch Menschen mit Rollator genügend Zeit lassen, die Straße zu queren. Es geht darum, ein angstfreies, sicheres Bewegen im Raum zu ermöglichen,
- Wohnformen, die, eingestreut ins Quartier, dem Wunsch nach Gemeinschaft im Alter entgegenkommen, Wohngemeinschaften etwa oder Hausgemeinschaften,
- eine Öffnung der bisher oft abgeschotteten Einrichtungen der stationären Pflege,
- Orte der Begegnung zwischen Jung und Alt. Etwa Gärten für Bürgerinnen und Bürger, die von verschiedenen Generationen gemeinsam gepflegt werden,
- Angebote, die das schöpferische Potenzial fördern und zur Entfaltung bringen, das in jedem Menschen steckt,
- Angebote, die Engagement fördern und den Menschen zeigen, dass sie gebraucht werden. Kein Mensch kann dauerhaft leben (und gesund bleiben), ohne Sinn und Freude am Dasein zu verspüren.

Es gibt viele weitere Kriterien, die aus einem Quartier ein wirklich altengerechtes Viertel machen. In NRW versuchen wir, die Kommunen bei der Quartiersentwicklung zu unterstützen – durch den Masterplan altengerechte Quartiere.NRW. Dabei ist uns bewusst, dass es *das* Quartier nicht gibt, sondern vor Ort durchdacht und auf die lokalen Bedarfe hin ausgerichtet werden muss. Darum liefern wir keine Patenrezepte, sondern ein Baukastensystem, das Lösungen anbietet, die den individuellen Anforderungen vor Ort angepasst sind.

Für mich steht außer Frage, dass kompetente, professionell durchgeführte und unabhängige Wohnberatung eine zentrale Rolle in der Quartiersentwicklung einnehmen muss, gerade in einer alternden Gesellschaft und einer immer schnelllebigeren Zeit, in der das Kriterium „Qualität“ mitunter in Vergessenheit gerät. Eine gute Wohnberatung trägt als Präventionsmaßnahme in besonderer Weise zum Erhalt von Lebensqualität bei! Sie eröffnet neue Mobilitätshorizonte für alle, nicht zuletzt für jene, die statt mit dem Auto mit dem Rollator unterwegs sind und denen es darum oft viel schwerer fällt, das hohe Tempo zu halten, von dem unser Leben bestimmt wird. Und sie ermöglicht im Bedarfsfall eine umfassende Versorgung in der eigenen Häuslichkeit.

Bevor wir über den Abbau von Barrieren in Form von Stolperfallen oder Mobilitätsblockaden nachdenken, müssen wir andere Hindernisse beiseite räumen: die Barrieren in unseren Köpfen. Davon gibt es immer noch zu viele. Ein ganz wesentliches Hindernis ist mangelnde Zusammenarbeit. Das gilt für die Akteurinnen und Akteure vor Ort, aber z. B. auch für uns als Landesregierung. Wir alle sollten Quartiersentwicklung viel stärker als Gemeinschaftsaufgabe begreifen, bei der die Beteiligten abgestimmt zusammenarbeiten. Jede und jeder tut das, was ihr, was ihm möglich ist, aber nicht in Alleingängen, sondern in Absprache mit den anderen Partnerinnen und Partnern im Prozess. Es hat gar keinen Zweck, wenn wir als Alten- und Pflegeministerium aktiv werden, später das Kinder- und Jugendministerium hingeht, um die Quartiere kindergerecht auszugestalten und dann auch noch das Stadtentwicklungs- und Verkehrsministerium kommt, um das Programm Soziale Stadt zu implementieren. Wenn alle für sich denken, um die eigenen Vorhaben durchzusetzen, ohne den Blick für andere notwendige Aktivitäten zu weiten, wird es nie etwas mit einem wirk-

lich durchdachten Quartier, das aus einem Guss mit den Menschen vor Ort entwickelt wurde.

Ich denke, dass die Wohnberatung hier wertvolle Impulse liefern kann, weil sie aus Sicht der Betroffenen die Situation und die Bedarfe vor Ort gut kennt und zwar aus einer umfassenden, ganzheitlichen Perspektive. Denn die Beseitigung von Stolperfallen und Barrieren im Haus ist das eine. Hinzukommen muss der Blick nach draußen, auf die Straße, und auf das Umfeld. Über den Erhalt sozialer Mobilität und zwischenmenschlicher Kontakte können wir Einsamkeit vorbeugen. Ohne all dem ist Quartiersentwicklung nicht wirklich nachhaltig.

Aber auch die Wohnberatung muss sich weiterentwickeln, um den wachsenden und neuen Anforderungen gerecht zu werden. Erforderlich sind stärker miteinander vernetzte Strukturen, etwa zwischen Wohnberatung und der Reha. Wir kennen es alle: Oft wäre angepasste Reha vor Ort (bei gleichzeitigem Umbau der Wohnung) besser als eine Maßnahme in irgendeiner Einrichtung fern der eigenen Häuslichkeit. Was zu Hause machbar ist, wird viel eher angenommen. Gerade in punkto Netzwerken verfügt die LAG über jahrlange Erfahrung als ein frühes Netzwerk in NRW. Diese Erfahrung müssen wir noch besser nutzen!

Ebenso sollte sich die Wohnberatung neuen Zielgruppen öffnen und darüber nachdenken, wie wir sie besser erreichen. Ich denke dabei an Menschen, die noch keine Pflegestufe haben, die sich oft noch uneingeschränkt fit fühlen, obwohl Einschränkungen vorgezeichnet sind. Sie sagen „Wozu Wohnberatung? Ist doch alles bestens!“ Wir sollten aber handeln, bevor der Pflegefall eintritt. Der Schlüssel liegt meiner Meinung nach in einer Beratung, die nicht darauf wartet, dass die Menschen zu ihr kommen, sondern selbst aktiv wird und von sich aus die Begegnung mit den Betroffenen sucht. Erforderlich ist eine *zugehende* Beratung, die intensiviert werden sollte, wenn wir die Menschen vor Ort wirklich erreichen wollen.

Ein weiterer Punkt ist für mich zentral: Beratung muss professionell sein. Darum ist es gut, dass sie von den Pflegekassen finanziert wird. Ich möchte, dass nur erstklassige und verlässliche Informationen und Ratschläge an die Betroffenen weitergegeben werden. Wir brauchen diese hauptamtlich verankerte Expertise auch in Zukunft,

so wichtig ehrenamtliches Engagement im Quartier auch ist. Die erforderliche Professionalität in der Wohnberatung kann vom Ehrenamt einfach nicht geleistet werden. Und ein letzter Punkt: Wir müssen sehr genau darauf achten, dass Professionalität und Unabhängigkeit immer Hand in Hand gehen. Ich jedenfalls will keine Beratung, die von den Interessen irgendwelcher Lobbyisten beeinflusst oder sogar gesteuert wird.

Die LAG Wohnberatung verfolgt einen solchen qualitätsorientierten Ansatz. Darum danke ich ihr sehr herzlich für die vergangenen 15 Jahre! Mein Dank richtet sich besonders an Susanne Tyll und Iris Lehmann als Sprecherinnen, aber natürlich auch an alle anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Ich wünsche ihnen für die Zukunft weiterhin viel Erfolg!